

„Zum Verkauf: Ein echter Rembrandt, Kopf eines deutschen Edelmannes. Offerten unter H. P. Manor House, Wellington, Surrey.“

Die Geschichte dieses Inzerates, das eines Tages in den gelesesten Blättern erschien, ist recht ergötzlich.

Bei Gelegenheit einer Reise nach Brüssel in den Besitz einer sehr gelungenen Imitation des großen Meisters gelangt, kam ich nach meiner Heimkehr auf den Gedanken, daß es mir vielleicht glücken dürfte, das „Meisterstück“ für das Hundertfache seines wahren Wertes an irgend einen ergränzten Sammler zu verkaufen. Ich hatte für das Bild — inklusive Rahmen — nur tausend Mark bezahlt, die es, offen gestanden, kaum werth war. Immerhin konnte ein Versuch, Kapital daraus zu schlagen, lohnend sein. Infolgedessen erließ ich das Inzerat.

Da ich zur Ausführung meines Planes fremder Beistand bedurfte, zog ich meine beiden Freunde Bill Herring und Jack Conderby ins Vertrauen, die mir bereitwillig ihre Dienste zur Verfügung stellten, als sie vernahmen, daß sie im Falle des Gelingens je zehntausend Mark Gratifikation erhalten sollten.

Doch, obwohl mit Vergnügen zu meiner Unterstützung bereit, schienen sie hinsichtlich des Erfolges sehr misstrauisch.

„S ist doch anzunehmen, daß so klar wie Lehm in einem Weinglas, und so feiner der Schafstöpfe, die sich auf das Sammeln solcher Bilder beziehen, sich nach Deinen noch ein zweites Mal umdrehen wird.“ brummte der alte Herring, die Pfeife im Munde. „Die Sorte hat es doch gleich heraus, ob so'n Ding echt ist oder nicht.“

„Das meine ich auch,“ sagte Conderby, der dem anderen stets beipflichtete. „Na, Du wirst ja sehen, Mann, was schließlich dabei herauskommen wird.“

„Ihr scheint mich doch für sehr einfältig zu halten, wenn Ihr glaubt, ich hätte das alles nicht selbst in Betracht gezogen,“ entgegnete ich. „Wenn Ihr aufmerken wollt, will ich Euch meine Absichten klarlegen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß von zwanzig Personen, die zur Besichtigung des Bildes erscheinen, neunzehn auf den ersten Blick erkennen, daß sie es mit einer Imitation des großen Meisters zu thun haben. Und was geschieht dann? Sie schütten einfach die kritischen Säpfe, erkräften, daß ich in einem großen Irrthum befangen bin und trollen davon. Aber der zwanzigste Reflektant dürfte — den Gesetzen des Durchschnitts gemäß — ein ausgeprägterer Simpel sein, und dieser Simpel wird mein Bild kaufen und mir sogar den geforderten Preis zahlen.“

„Wie kann so ein alter Hausknecht wie Du nur solch himmelschreienden Blödsinn fasseln? Glaubst Du wirklich, daß irgend ein Schwachkopf — und sei sein Sparen noch so groß — ein Bild für hunderttausend Mark kaufen wird, ohne irgend einen Renner zu Raube zu ziehen?“ meinte Herring.

„Diesen Fall habe ich natürlich vorgelesen,“ versetzte ich. „Wer nichts von Gemälden versteht, fragt sich bei derartigen Gelegenheiten an einen Gemäldehändler mit der Bitte zu wenden, ihm einen Sachkundigen zur Untersuchung und Begutachtung des betreffenden Bildes zu senden. Nehmen wir nun an, unser Simpel geht dierherzu zu Smith in Pall Mall und bittet ihn, einen Sachkundigen herüber zu senden. Zwei Stunden später gehe ich zum Telegraphenbureau und widerrufe den Auftrag im Namen des Kaufmanns, erscheine in entsprechender Vermummung selbst als Kunsterpert und gebe mein Gutachten hinsichtlich des Bildes ab. Begreift Ihr nun, Schlaupöpel?“

„Erfraunt, entzünd drücken sie mir die Hand.“

„Ich will gehängt werden, wenn Du nicht ein richtiger Gallunne bist!“ rief Herring. „Mit einem Zerkelst, wie Du, eine Spighüberei zu vollführen, das ist ja ein reines Gaudium.“

Am nächsten Morgen fuhr ich zur Stadt und telegraphierte von Westend aus an Claridge und Sons in Termpin Street: „Muss pöblich verreisen. Senden Sie vorläufig keinen Sachkundigen ehe weitere Benachrichtigung. Winco-bant.“

Dann begab ich mich in meine Garconwohnung in St. Giles und suchte mir dort eine geeignete Kostümirung für die Rolle aus, die ich am Dienstag zu spielen gedachte. Und die Maskirung war so gelungen, daß Herring, der mir bei meiner Rückkehr die Thür öffnete, mich abnunglos fragte, ob ich „des Rembrandt wegen“ käme.

Conderby ward nun eingehend von mir instruiert. Bei des Lords Ankunft sollte er zunächst meine Abwesenheit entschuldigen und den Geelmann sowie den Sachkundigen (mich selbst) dann zu dem Gemälde führen. Und falls der Lord sich zum Ankauf entschied, sollte er ihn — zur Erledigung alles weiteren — um eine Zusammenkunft für den nächsten Tag erlauben.

Da Conderby ein überaus taktblütiger, gewitzter Mensch war, konnte ich mich getrost auf ihn verlassen. Der Dienstag kam. Mit dem Stodenschlage vier fuhr Lord Robert bei mir vor, während ich soeben einer Droßkiste entstieg. Als ich im Begriff war, die Glocke zu ziehen, trat er mit forschendem Blick auf mich zu.

„Wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen mit Mr. Claridges Vertreter?“

„Allerdings,“ versetzte ich, „sowas eigens zu diesem Zwecke gedruckte Karte überreichend.“ Und ich habe wohl die Ehre mit Herrn Lord Robert Winco-bant, auf dessen Wunsch ich hier erschiehen?“

„Jawohl, der bin ich. Ich habe um Ihr Gutachten ersucht, weil ich selbst wenig Kunstkenner bin und mich beim Ankauf dieses Rembrandt nicht etwa anföhren lassen möchte. Falls

Der Sonntagsgast.

verschwand mit vorwurfsvollen Blicken.

Zwei Wochen waren vergangen, ohne zu einem Resultat zu führen, so daß ich die Hoffnung auf einen Käufer nahezu aufgegeben hatte, als eines Tages ein großer, elegant gekleideter Herr bei mir vorfuhr und mir seine Karte hinstellte, welche besagte, daß Lord Robert Winco-bant mir die Ehre gab, „Nehmen Sie gefälligst Platz, Mr. Lord.“ sagte ich mit höflicher Verneigung. „Sie wünschen vermutlich meinen jüngsten Kunstschatz in Augenschein zu nehmen?“ „Allerdings,“ entgegnete er mit durchdringendem Blick. „Und da ich in der Stadt zu thun habe und in großer Eile von der Station herübergekommen bin, hoffe ich, daß Sie mir gestatten, das Bild sogleich zu besichtigen.“ „Gewiß,“ versetzte ich mich erhebend. „Bitte, folgen Sie mir.“

Ich führte ihn in die Bibliothek, wo das Gemälde aufgestellt worden. Er betrachtete es einige Minuten mit kritischen Blicken.

„Ehrlich gestanden, Mr. Winco-bant, bin ich kein sonderlicher Kunstkenner, obwohl ein leidenschaftlicher Freund der Malerei. Ich würde daher gern die Meinung eines Sachverständigen hören, ehe ich mich zum Kauf entschließe.“

„Sehr richtig,“ hinstellte ich bei. „Wenn Sie mir einen Rath gestatten wollen, möchte ich Ihnen Smith in Pall Mall oder Marsden in St. James Street als renommierte Kunstkenner empfehlen.“

„Sehr verbunden,“ entgegnete er: „da mir jedoch Claridge in Termpin Street außerordentlich gerühmt worden, möchte ich es mit diesem versuchen. Falls Sie mir Sachverständigen geben wollen, möchte ich sogleich einige Zeilen dorthin senden.“

Ich frohloste innerlich. Das Gesicht war mir offenbar bold.

„Hier ist Feder, Tinte und Papier, Mr. Lord,“ sagte ich, die gewünschten Artikel vor ihm niederlegend. „Jeder beliebige Tag, den Sie zur Zusammenkunft mit dem Sachverständigen bestimmen, soll mir recht sein, denn selbst im Falle meiner Abwesenheit weiß mein Haushofmeister vollkommen Bescheid in der Sache und ist autorisiert, mich zu vertreten.“

„Sagen wir also: nächsten Dienstag?“ fragte er, von seiner Schreiberei aufblickend. „Dann würde es mir am besten passen.“ „Gut, also Dienstag. Vielleicht gegen vier Uhr Nachmittag?“ „So sei es,“ entgegnete der Lord, während er das Schreiben touverte. „Ich werde den Brief sogleich zur Post beforgen. Und nun wünsche ich Ihnen einen guten Morgen.“

Gleich darauf rollte sein Wagen davon. Ich aber rief mir triumphierend die Hände, denn das Bild von Rembrandt war so gut wie abgemacht.

Am nächsten Morgen fuhr ich zur Stadt und telegraphierte von Westend aus an Claridge und Sons in Termpin Street: „Muss pöblich verreisen. Senden Sie vorläufig keinen Sachkundigen ehe weitere Benachrichtigung. Winco-bant.“

Dann begab ich mich in meine Garconwohnung in St. Giles und suchte mir dort eine geeignete Kostümirung für die Rolle aus, die ich am Dienstag zu spielen gedachte. Und die Maskirung war so gelungen, daß Herring, der mir bei meiner Rückkehr die Thür öffnete, mich abnunglos fragte, ob ich „des Rembrandt wegen“ käme.

Conderby ward nun eingehend von mir instruiert. Bei des Lords Ankunft sollte er zunächst meine Abwesenheit entschuldigen und den Geelmann sowie den Sachkundigen (mich selbst) dann zu dem Gemälde führen. Und falls der Lord sich zum Ankauf entschied, sollte er ihn — zur Erledigung alles weiteren — um eine Zusammenkunft für den nächsten Tag erlauben.

Da Conderby ein überaus taktblütiger, gewitzter Mensch war, konnte ich mich getrost auf ihn verlassen. Der Dienstag kam. Mit dem Stodenschlage vier fuhr Lord Robert bei mir vor, während ich soeben einer Droßkiste entstieg. Als ich im Begriff war, die Glocke zu ziehen, trat er mit forschendem Blick auf mich zu.

„Wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen mit Mr. Claridges Vertreter?“

Sie indeß alles richtig befinden, werde ich mich natürlich Ihrem Urtheil beugen.“

„Sie können sich ganz auf mich verlassen, Mr. Lord,“ versetzte ich. „Ich bin schon fünfundsiebzig Jahre beim Fach und habe mich bisher noch niemals getäuscht.“

Mit feierlichem, unbewegtem Gesichte öffnete Herring uns die Thür und führte uns in den Salon, wo sich gleich darauf Conderby zu uns gesellte.

„Ich habe Sie erwartet, meine Herren,“ sagte er, „bedauere aber Ihnen mittheilen zu müssen, daß Mr. Winco-bant in dringender Angelegenheit abberufen worden. Doch hat er mich beauftragt, Ihnen im Falle Ihres Erscheinens das Bild zu zeigen. Bitte, hier hinein!“

Wir folgten ihm in die Bibliothek, und die Inspektion begann. Ich prüfte die Malerei mit Hilfe verschiedener Gläser, mußte sie bald aus nächster Nähe, bald aus der Entfernung, rief mich dem Dammern über die Leinwand, kurz, ich probirte alle möglichen Kräfte, welche die Kunstkenner bei solchen Gelegenheiten anzuwenden pflegen.

Nach beendeter Untersuchung steckte ich meine Gläser ein und wandte mich zu dem Lord.

„Mr. Lord, ich gratulire Ihnen zu Ihrem glücklichen Fund. Dieses Bild ist nicht nur ein echter Rembrandt, sondern auch eines der besten Werke des alten Meisters, und allemindestens 120,000 Mark werth.“

Er schien hocherfreut, rief sich die Hände und sagte Conderby, er würde am nächsten Tage wiederkommen, um das Bild abzuholen. Dann verließen wir beide das Haus und fuhrten zusammen bis zur Waterloo-Station. Dort trennten wir uns. Ich kehrte mit dem nächsten Zuge nach Wellington zurück, woselbst meine Genossen und ich unseren Erfolg in Champagner feierten.

Als Mann von Wort erschien Lord Robert schon am nächsten Vormittag, um den Kauf abzuschließen.

„Der Preis ist 110,000 Mark,“ sagte ich langsam. Er schien angenehm überrascht, versuchte seine Befriedigung indeß zu verbergen und übergab mir einen auf die London- und Chelsea-Bank lautenden Check.

Eine Viertelstunde später ward der Lord mit seinem dem Gemälde auf dem Wege nach London.

Nach am nächtlichen Nachmittage fuhr auch ich zur Stadt und präsentirte den Schein bei der London- und Chelsea-Bank.

„Ich möchte dafür Banknoten, Tausendmarknoten,“ bemerkte ich von oben herab.

Der Kassirer grinst mich an. „Wann haben Sie diesen Check erhalten?“ fragte er.

„Heute morgen,“ versetzte ich, ein wenig beunruhigt. „Wie ist's damit?“

„Nichts weiter, als daß das Ding da nicht einmal den Pfennigstempel werth ist, den es dort in der Ecke aufweist.“

Der Ansteller dieses Wechsels ist ein Spighube, der bereits in fünf verschiedenen Fällen Lord Winco-bants Handchrift gefälscht hat. Zweimal ist ihm der Betrag geklärt, in den übrigen Fällen kam man noch rechtzeitig dabin-ter. Die Polizei sucht ihn vergeblich zu erwischen, er ist ihr bisher stets ent- schlüpft.“

In namenloser Verblüffung starrte ich den Check an, während der Kassirer fortfuhr:

„Ich glaube, der Schurke habe diese Art der Thätigkeit bereits aufgegeben und sich auf anderen Schwindel verlegt. Soviel steht jedenfalls fest, daß Sie von ihm angeführt worden sind.“

Das schien mir auch ja. Ohne ein weiteres Wort verließ ich das Bankhaus.

Ich habe oftmals gehört, daß ein Diamant den anderen scheidet, doch niemals hat sich mir die Wahrheit dieses Gemeinplatzes so kraß offenbart als in diesem Fall.

Immerhin lag ein kleiner Trost darin, daß Lord Robert kaum minder angeführt worden war, als wir selbst, und schließlich brachte ich es nicht über Herz, ihn hierfür föndlich zu verdammen; denn waren wir im Grunde nicht... Zunftgenossen?

Die gepreßten Chinesinnenfüße.

Ganz anders, als mit dem Kopf der Chinesen, verhält es sich mit der Sitte, die Füße der Mädchen zusammenzupressen. Am Peking Hof hat niemals eine Frau mit künstlich verkrüppelten Füßen erscheinen dürfen; ja man sagt sogar, es sei jeder solchen bei Todesstrafe verboten, den kaiserlichen Stadthof zu betreten. Und doch hat das gute Beispiel des Hofes es nicht einmal zuwege gebracht, daß die grausame Mode wenigstens aus der unmittelbaren Umgebung der Hauptstadt ver-

schwunden ist! Nur Peking selbst scheint ziemlich frei davon zu sein.

Wohlere bedeutende Kaiser, vor allem Kanghi, der größte Herrscher Chinas, haben wiederholt wohlmeinende Verfügungen erlassen, worin sie die dringende Mahnung aussprachen, der üblen Gewohnheit zu entsagen. Aber keiner von ihnen wollte zu drakonischen Maßregeln greifen, wie sie bei der Einführung des Popfies unbedenklich angewandt wurden. Sie waren sich offenbar bewußt, daß es viel leichter ist, eine Sitte der Männer abzukaffen, als eine der Frauen. Das Wort des alten Euripides: „von Allem das Unüberwindlichste ist das Weib“, gilt auch für den Orient. In China giebt es ebenso gut Pantoffelhelden wie in Europa.

Stoßen wir hier also auf einen allgemeinen menschlichen Zug, so finden wir dagegen einen großen Unterschied zwischen dem Empfinden der Chinesen und dem unsrigen, sobald wir uns nach dem Ursprung der sonderbaren Mode erkundigen. Der Abendländer will immer gern dem Ursprung aller Gewohnheiten nachspüren, woselbst sich der Chinese oft nicht wenig wundert, da dieser historische Sinn ihm selbst fast völlig abgeht. Daher kommt es, daß er nicht einmal auf die Frage, wann man den Mädchen zuerst die Füße zusammengepreßt habe, eine befriedigende Antwort zu geben vermag. Die Angaben hierüber weichen in ganz erstaunlicher Weise voneinander ab. Während nämlich die einen sagen, die Mode sei in der Zeit der Sjang - Dynastie (1766-1122 vor Christus) aufgenommen, verlegen die Andern den Ursprung in die Periode der Tang - Dynastie (620-907 nach Christus). Obento wenig Uebereinstimmung herrscht über den eigentlichen Anlaß.

Nach einer Angabe hatte eine Kaiserin Klumpfüße, weshalb sie ihre Hofdamen zwang, die Füße zusammenzupressen, damit sie nicht vor ihr voraus hätten. Andere behaupten dagegen, zu einer gewissen Zeit hätten die Frauen der besseren Kreise die schlechte Gewohnheit gehabt, viel umherzulaufen und die Männer durch ihr Schwagen zu belästigen. So seien diese in ihrer Verzweiflung zuletzt darauf verfallen, den Mädchen die Füße zusammenzupressen, um sie dadurch zu zwingen, ein häuslicheres Leben zu führen, als ihre Mütter damals. Falls an dieser letzten Angabe etwas Richtiges ist, so hat man den gewöhnlichsten Zweck nicht nur völlig erreicht, sondern hat sogar bedeutend über das Ziel hinausgeschossen. Denn eine Frau mit verkrüppelten Füßen kann sich nur sehr unbeholfen bewegen. Die für jeden Europäer im höchsten Grade abstoßende Unauferkeit in jedem chinesischen Haushalt hängt mit dieser geringen Beweglichkeit der Hausfrau zusammen. Sie vermag beim besten Willen nicht so nach dem Rechten zu sehen und selbst mit zuzugreifen und zu schaffen, als wenn sie natürlich gekleidete Füße hätte. Dazu kommt dann noch die furchtbare Gefahr bei den häufigen Feuersbrünsten. Ein großer Brand in einer engebaugten Chinesenfamilie fordert fast immer Opfer unter den Frauen, weil ihre Füße sie nicht schnell genug aus der Gefahr bringen. Aehtlich ist es, wenn Feinde ins Land kommen. Wiederholt haben sich dann Hunderte von Weibern, die wegen ihrer kleinen Füße nicht rasch genug entfliehen konnten, aus Angst in die Brunnen gestürzt.

Die Männer im Reiche der Mitte verheißten sich diesen und anderen großen Schattenseiten keineswegs. Aber die Mode, die Mode! Dagegen ist schwer anzukämpfen. Ein möglichst kleiner Frauenfuß ist nun einmal das, immer wieder poetisch verklärte Ideal, das die sonst so nüchternen Chinesen ordentlich in Begeisterung versetzt. Eine Mutter, besonders eine aus den höheren Ständen, kann gar nicht erwarten, ihre Tochter standesgemäß zu verheirathen, wenn sie ihr nicht die mit dem Zusammenpressen der Füße verbundenen Qualen bereitet, damit möglichst zierliche „goldene Willen“ das Ergebnis sind. So werden die verkrüppelten Füße von den Dichtern wegen der goldgefrähten Schuhe genannt, in denen sie stehen. Ein in China reisender Ausländer bekommt die „goldenen Willen“ nicht oben oft zu sehen. Dies liegt aber einfach daran, daß sich die Frauen der mittleren und oberen Kreise fast immer im Hause halten. Unerwachsene Mädchen mit kleinen Füßen sieht man häufiger.

Der naturwidrige Vorgang beginnt gewöhnlich mit dem fünften oder sechsten Jahre. Vielfach begegnet man der Ansicht, daß dabei eiserne oder hölzerne kleine Schuhe angewandt würden, in die man die Füße hineinzwingt. Das ist jedoch nirgends der Fall, vielmehr benötigen die Mütter immer schmale

Streifen von Leinen, mit denen sie die Füße in der Art umwickeln, daß die Zehen und der Hacken einander möglichst genähert werden und die, in natürlichem Zustande fast flache Sohle allmählich eine harte Wölbung annimmt. Am liebsten will man durch fortgesetztes Einpressen eine solche Verlängerung des Hackens erreichen, daß seine Spitze mit der großen Zehe, in die der zusammengepreßte Fuß vorn nach unten ausläuft, in einer Ebene liegt und demnach der ganze Körper auf diesen beiden Stützpunkten ruht. Oft gelingt dies, manchmal aber auch nicht, besonders nicht, wenn der Prozeß in zu späten Jahren begonnen wurde. Dann bleibt nichts übrig, als den Hacken durch einen darunter gelegten kleinen Klotz künstlich zu verlängern.

Der Schuh, worin ein nach allen Regeln der Kunst verkrüppelter Fuß sitzt, ist gewöhnlich nur drei englische Zoll lang. Zuweilen sieht man sogar Schuhe, die noch etwas kleiner sind. Fast jeder Weltreisende, dem in einem chinesischen Laden solch winziger Schuh gezeigt wird, schüttelt ungläubig den Kopf und hält das vor ihm stehende lilienartige Ding für eine arge Lebertreibung, das eher einer Puppenstube, als dem wirklichen Leben entnommen sei. Er hat insofern vollkommen recht, als der zierliche Schuh gar nicht für den ganzen Fuß bestimmt ist, sondern nur für die Zehen und den Hacken. Der obere Theil des Fußes ist stets viel größer als der Schuh. Dieser Theil ist mit Streifen von Zeug umwickelt, die bis auf den Schuh herabreichen. Die in leptom fedenden Theile des Fußes sind gleichfalls umwickelt. Es ist hiernach klar, daß Frauen mit verkrüppelten Füßen keine Streitmüße tragen können.

Ueber die schlimmsten körperlichen Folgen, die das Zusammenpressen der Füße für die Mädchen mit sich bringt, ist viel geschrieben worden, manchmal jedoch mit einigen Uebertreibungen. Es unterliegt natürlich gar keinem Zweifel, daß die Schmerzen groß sein müßten, wenn zwei bis drei Jahre lang die ordentliche Zirkulation des Blutes in Hacken und Zehen verhindert wird, bis diese Gliedmaßen völlig eingeschrumpft sind. Aber wenn man den Prozeß nur früh genug beginnen läßt, so scheinen sich die Mädchen in späteren Jahren ganz wohl zu fühlen. In Süd-China, wo die Sitte viel ausgebreiteter ist als in Nord-China, wird allgemein früh damit angefangen. Hier halten sich nur die unteren Volksschichten, deren Frauen schwere körperliche Arbeit verrichten müssen, davon frei, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. In Nord- und Mittel-China lassen dagegen auch solche Volkstheile, in denen die Frauen zu Hause bleiben können und nicht auf dem Felde oder auf den zahlreichen Kanalschiffen zu arbeiten brauchen, ihre Töchter mit natürlichen Füßen gehen. Die Abgrenzung der Sitte ist hier nicht so scharf und das führt dann allerdings manchmal zu den bellagensewerthsten Folgen.

Im ganzen Reiche der Mitte finden nämlich Verlobungen — eigentlich kann man nur sagen: Verprechungen — schon sehr früh statt. Die beiderseitigen Eltern machen dies miteinander ab. Vielteils ist nun einer Familie Gelegenheit, eine halbwüchsige Tochter gut unterzubringen unter der Bedingung, daß ihr nach die Füße zusammengepreßt werden, so wird sie sich keinen Augenblick bedenken, hierauf einzugehen. Der annehmbare Freier wird in einem solchen Falle mit furchtbaren Qualen erkaufte, die man der armen Tochter bereitet. Denn ist sie bereits zwölf Jahre alt oder noch älter, so sind die Knochen der Füße bei weitem weniger nachgiebig als im vierten oder fünften Jahre. Sie muß dann immer die schrecklichsten Schmerzen aushalten. Mitunter sind aber die Folgen noch schlimmer: die Füße werden brandig und heben ganz oder theilweise ab.

Sonderbar genug, daß ein großes Volk, wie das chinesische, das in vielen Dingen sehr verständige Ansichten hat, einer so unnatürlichen Sitte huldigt. Die Erklärung liegt, wie schon bemerkt, darin, daß fast immer die Zukunft der Töchter auf dem Spiele steht. Wenn man dieser Sitte entgegenwirken will, so muß man vor allen Dingen dafür sorgen, daß solchen Familien, die bereit sind, ihre Töchter mit natürlichen Füßen aufzuwachsen zu lassen, Heirathskandidaten zugeführt werden. Manche Ausländer sind bereits eifrig bemüht, in diesem Sinne zu wirken. Aber es mag noch lange mit dem Erfolg dauern.

Frauenrechte im alten Babylonien.

Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich hat einen großen Fortschritt gegenüber den früheren rechtlichen Beschränkungen des weiblichen Geschlechts gebracht. Aber die Herren

der Schöpfung müssen doch recht beschämt sein, wenn sie j. B. die rechtliche Stellung der Frau vor Jahrtausenden im alten Babylonien betrachten und die bisherigen Zustände dagegen vergleichen, in denen eine Frau über eigenes, sauer erworbenes oder ererbtes Gut nicht ohne Einwilligung des Ehegatten verfügen konnte. Im Lande zwischen Euphrat und Tigris war rechtlich die Frau auf gleicher Stufe wie der Mann. Die Münchener „Allg. Ztg.“ entnimmt einige Beispiele einem höchst interessanten Buche des berühmten englischen Assyriologen Sayce „Babylonians and Assyrians, Life and Customs, London 1900“: Schon die früheste Zeit kannte eine Königin Glat-Gula (abgesehen von der fabelhaften Semiramis), und auch auf den bekannten Assurbanipal-Reliefs sieht die Königin dem liegenden König zur Seite beim Festmahle. Unter Sargon (3800 v. Chr.) läßt nach einer erhaltenen Urkunde die Königin durch ihr Stabpersonal Holzstämmen einführen. Es konnten bis in die spätere Zeit Frauen sich auf ihren eigenen Namen zu Handelsgeschäften associiren (mit Männern oder Frauen), kaufen und verkaufen, borgen und ausleihen, als Kläger und Zeugen vor Gericht erscheinen, nach Belieben über ihr Eigenthum verfügen. War die Wittig vom Vater der Frau gegeben, so hatte der Mann nur die vertragsmäßigen Rechte daran. Ein Dokument aus den Zeiten Abrahams verzeichnet das Geschenk einer Skavin durch den Mann an die Frau; diese sollte bei Scheidung sowohl als im Todesfalle des Mannes Eigenthum der Frau bleiben, wodurch das Sondergut der Frau, das die Erben des Mannes nichts anging, schon zwei Jahrtausende vor Christus anerkannt ist. Aus der späteren Zeit haben wir dafür noch zahlreiche Contrakte, z. B. aus dem 11. vorchristlichen Jahrhundert ein Testament, welches ein Feld in erster Linie der Tochter, dann der Schwester vermachte; Bruder und Schwester erben gemeinschaftlich zu gleichen Theilen; unter Cyrus klagt sein Sohn Cambyses auf Rückerstattung einer Hypothekschuld, wofür die Frau des Schuldners mitverantwortlich ist. Zahlreiche Dokumente zeigen die Frau als Separatgeldnerin und Bürge, als Eigenhändlerin und Beteiligte. Wenn auch Testamente von Frauen nicht vorliegen, so bezeugt das Testament eines Sohnes, der ausdrücklich mütterliches und großmütterliches Vermögen vermachte, daß die Frau testiren konnte. Ein Societätsvertrag aus der Zeit Samsuilunas aus der ersten babylonischen Dynastie — ungefähr um Abraham — zwischen zwei Männern und einer gewissen Amat-Samas simulirt den Modus der Rückzahlung einer aus dem Vermögen des Sonnengottes zum Zweck gemeinschaftlicher Handelsgeschäfte entlehnten Summe, wobei die Frau in gleicher Weise behandelt wird wie die männlichen Theilhaber. Dabin sind wir nach fast fünf Jahrtausenden nun auch glücklich gekommen.

Die beiden Meister.

Ans Anlaß der Einweihung des Franz Hals-Denkmal in Holland erinnern die „Annales“ an eine Anekdote, deren Held der berühmte Maler war. Franz Hals stand zur Zeit, als die Geschichte spielt, im Alter von 40 Jahren. Als er eines Tages im Kreise seiner Freunde weilte, rief man ihn plötzlich an und theilte ihm mit, daß ein junger Mann ihn zu sprechen wünsche. Hals begab sich in sein Atelier, in dem ein Cavalier ihn erwartete. „Verzeihen Sie die Störung, Meister,“ rebete der Fremde ihn an, „aber ich befinde mich auf der Durdreise und wollte Harlem nicht verlassen, ohne seinen berühmtesten Meister gesehen und mit ihm gesprochen zu haben. Man hat mir so oft Ihre erstaunliche Geschicklichkeit in der Portraitmalerei gerühmt. Würden Sie vielleicht mein Portrait malen? Es möchte natürlich sofort ausgeführt werden, denn ich habe nur einige Stunden übrig.“ Schnell entschlossen nahm der Künstler die erste beste Leinwand, die ihm in die Hände fiel, und führte das unter so sonderbaren Umständen verlangte Portrait schnell aus. „Sehr gut!“ rief der Fremde, als er fertig war. „Wie ich sehe,“ fügte er dann hinzu, „muß das Malen gar nicht so schlimm sein, und ich hätte nicht übel Lust, mich daran zu machen. Wollen wir unsere Rollen tauschen, Meister? Der Künstler reichte seinem Gaste lagend das notwendige Material und setzte sich vor die Staffelei. Mit wachsendem Erstaunen sah er den Fremden Pinsel und Palette mit größter Leichtigkeit gebrauchen. Es war ihm ein wenig unangenehm, die Rolle des Modells zu spielen, und er gelobte sich, sie nie wieder gegen die thätigere des Malers einzutauschen. Nach einiger Zeit legte der Fremde die Palette hin und sagte zu ihm: „Sehen Sie, ich habe etwas von Ihrem Unterricht profitirt.“ „So feiner großer Ueberrückung sah Franz Hals ein Bild, das seine Züge mit einer überragenden Ähnlichkeit wiedergab. „Ich kenne in der Welt nur e i n e n Mann, der so zu malen versteht!“ rief er aus. „Sie sind — Sie sind Van Dyk!“ Und der Fremde verbeugte sich zustimmend mit einem Lächeln.

Zum Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.

Der Direktor bringt es mancher durch sein Talent, sich dirigiren zu lassen.